

Kontakt Nr. 10

Geleitwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Bei dieser Ausgabe von *Kontakt* fällt es uns im Redaktionsteam schwer, den Einstieg zu finden. Traurig, schlimm und erschütternd sind die Nachrichten, die uns aus der militärisch angegriffenen Ukraine erreichen. Sie machen uns hilflos. Was können wir hier in der Schweiz tun?

Die immer zahlreicher eintreffenden, aus ihrem Land Geflohenen, anständig empfangen, ihnen zuhören und Lebensbedingungen schaffen, unter denen sie ihr Schicksal einigermassen ertragen können. Selbstverständlich auch Geld spenden, wer kann und will, damit wenigstens genug finanzielle Mittel für die Hilfsaktionen vorhanden sind.

Selbstverständlich ruft die Situation eigentlich nach weit umfangreicheren und vielschichtigeren Überlegungen und Massnahmen (sicherheits-)politischer, sozialer und wirtschaftlicher Art. Solche zu beschreiben gehen allerdings über die hier gegebenen Möglichkeiten unseres Altersbulletins *Kontakt* hinaus.

Dennoch wollten wir hier innehalten und der schwierigen Lage der Menschen gedenken, die im zwei Stunden von unseren glücklichen schweizerischen Verhältnissen entfernten Land um und ihr Leben kämpfen.

Wie bisher finden Sie auf den nächsten Seiten allerlei Texte, Merksprüche, Nachdenklichkeiten, Unterhaltsames oder auch Wissenswertes, das Sie hoffentlich anspricht und auch etwas freut.

Eglisau, 26. April 2022



Frühling 2022: Eglisau – Ukraine

Wir wünschen Ihnen beim Lesen Interesse und gute Unterhaltung. Bleiben Sie gesund und vorsichtig. Gerade für uns Ältere ist Corona weiterhin zu beachten!

Ihr Redaktionsteam

Übersicht der Texte:

Die Nr. 10 von Kontakt hat folgende Inhalte:

- **Geleitwort** (Redaktionsteam, S. 1)
- **Im Gedenken an Christine Kuratli** (Helen Hangartner, S. 2)
- **Zitate von Albert Schweitzer** (S. 3)
- **Eglisauer Geschichten** (Matthias Heller, S. 3)
- **Post für Euch!** (Christian Heller-Wessa, S. 4)
- **Militärdienst – eine Schule fürs Leben** (Ueli Wagner, S. 5)
- **Ein Aufsteller** (Matthias Heller, S. 6)
- **Pfingsten vor 50 Jahren** (Armin Günther v/o Chäfer, S. 7)
- **Unterstützung älterer Personen im Umgang mit Mobiltelefon, Tablet und Computer, Teil 2** (Redaktionsteam Kontakt, S. 8)
- **Der Salzweg ist kein Holzweg** (Daniel Stotz, S. 10)

- **Was eine Robinie uns alles lehrt** (Stephan Fröhlich, S. 12)
- **Wenn ein Ofen ein Buch schreiben könnte** (Samuel Liechti, S. 13)
- **Non habemus hic manentem civitatem** (Ernst Hutter, S. 14)
- **Wie meine erste Schulreise beinahe zum Fiasko wurde** (Fred Forster, S. 16)
- **Überraschende Begegnung mit dem Mäusebussard (buteo buteo)** (Alfred Meister, S. 16)
- **Projekt Schweiz: Vierundzwanzig Portraits aus Leidenschaft** (Buchbesprechung von Tanja van Rekum, Bibliothek Eglisau, S. 18)
- **Freiwilliges Engagement macht glücklich** (Patricia Brunschwiler Gross, S.18)
- **Kontakt ist Programm** (Helen Hangartner, S. 19)

Ihr Redaktionsteam

Christine Kuratli Unserer Seniorenrats-Kollegin zum Gedenken

Ende Januar erreichte uns die Nachricht vom Hinschied von Christine Kuratli. Diese kam nicht für alle überraschend. Im Seniorenrat wussten wir um Christines schwere Krankheit und das grosse Leid, das sie in bewundernswerter Weise ertragen hat. Am 4. Februar 2022 nahmen wir im Kreise einer grossen Trauergemeinde von unserer Kollegin aus dem Seniorenrat für immer Abschied.

Christines weitsichtigem und zielstrebigem Denken entsprang die Vision eines selbstbestimmten Lebens im Alter. Schon früh, bereits als Mitglied des Gemeinderates, war ihr diese Vorstellung ein Herzensanliegen. Im Rahmen der zivilgesellschaftlichen Initiativgruppe «**eglisau60plus**» und anschliessend im Seniorenrat suchte sie nach zeitgemässen und die öffentliche Hand wenig belastenden Lösungen. Christine wollte erreichen, dass Menschen, unterstützt von ihrem nahen Umfeld und im Quartier, lange und bei guter Lebensqualität zu Hause wohnen bleiben können.

Ihre beruflichen Erfahrungen als Physiotherapeutin und die im Rahmen ihrer Aus-



Christine Kuratli

bildung zur Gerontologin gewonnenen Erkenntnisse waren ihr dabei eine grosse Hilfe.

Christine teilte Ihr umfangreiches Wissen mit uns und bot an, die erforderliche Hilfsstruktur in den Wohnquartieren aufzubauen. Dank ihrem Fleiss, ihrer zuverlässigen, herzlichen und fürsorglichen Art, anderen Menschen zu begegnen, blieb der Erfolg nicht aus. Es gelang ihr in beeindruckender Weise, andere Menschen für freiwillige, sinnstiftende Unterstützung und Einsätze zu gewinnen.

Sie war Ideengeberin, Motor und Vorbild für die Eglisauer Freiwilligenarbeit. Christine betreute über mehrere Jahre eine einfach erreichbare Vermittlungsstelle für Hilfeleistungen aller Art, für die sie engagierte Einwohner*innen jeden Alters zu gewinnen verstand. Anfragen bei ihr liefen nie ins Leere. Immer fand sie eine stimmige, einfache und praktizierbare Lösung, ohne grosses Aufsehen zu erwarten. Die Mitarbeit bei ihren Projekten machte Freude.

Christine Kuratli selbst vermochte bis zum Schluss dankbar zu sein für die ihr geschenkte Zeit. Ihre mutige Pionierarbeit zu Gunsten der Einwohnerschaft von Eglisau und bleibt in unserer Erinnerung bestehen. Wir wollen dem ausgebreiteten Netz Sorge tragen und die vielen

schönen und persönlichen Erinnerungen an die gemeinsam verbrachten Stunden in unseren Herzen bewahren.

Helen Hangartner

Zitate Albert Schweitzer

Ich glaube an die Zukunft dieser Zeit, aber wir müssen sie machen.

Euer Leben hat keinen Sinn, wenn ihr nur an das Erfolghaben denkt.

Das Wenige, das du tun kannst, ist viel.

Jeder soll den Weg gehen, der der seine ist.

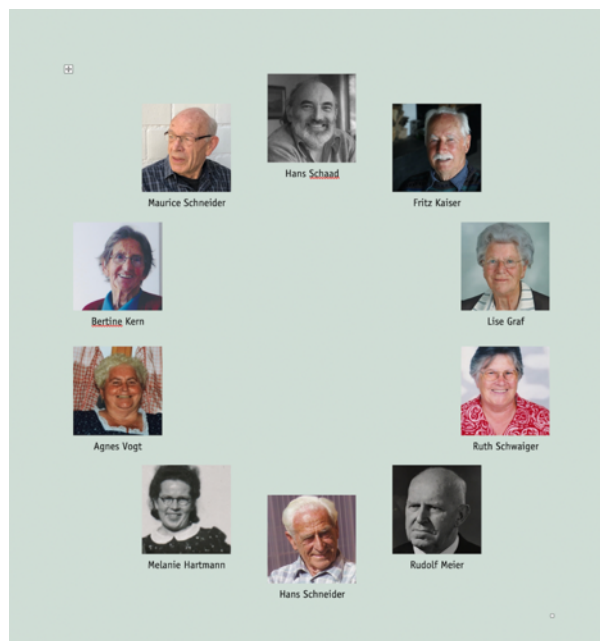
In der Hoffnung, den Mond zu erreichen, vergisst der Mensch, auf die Blumen zu schauen, die zu seinen Füßen blühen.

In irgendeiner Weise ist es uns allen möglich, mit unserer Zeit, mit unseren Gaben, mit dem, was wir im Herzen tragen, anderen zu helfen. Und je schwerer und unscheinbarer es ist, desto wertvoller.

Eglisauer Geschichten

Diesen Titel trägt eine neue Publikation mit älteren Texten, unterstützt vom Ortsmuseum und der Kulturkommission Eglisau. Zwar hätten sich manche von ihnen auch im *Kontakt* gut gemacht, aber wir gewährten kürzeren, aktuellen Artikeln den Vortritt.

Diese Berichte in einem besonderen Heft zusammen zu fassen reizte dennoch, nicht zuletzt, weil hier zehn Menschen aus den allerverschiedensten Kreisen zu Worte kommen – von der Bäuerin Agnes Vogt bis zum Regierungs- und Ständerat Rudolf Meier. Allesamt in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts geboren, zum Teil aber noch unter uns, illustrieren sehr farbig, welche enorme Entwicklung in unserer Gemeinde stattgefunden hat. Dass zusätzlich zu den aus den Familien stammenden Bildern im Ortsmuseum eine reiche Kollektion von Fotos aus dem betroffenen Zeitrahmen zur Verfügung stand,



*Zehn Eglisauer*innen erinnern sich*

machte die Gestaltung eines separaten Hefts erst recht verlockend. Als ehemaliges Mitglied des Seniorenrates Eglisau, unterstützt durch Helen Hangartner, dessen Leiterin, machte ich mich daran, dieses Heft zu gestalten und zu publizieren.

Die Texte beschreiben, neben den Lebensumständen und dem persönlichen Weg der Porträtierten oder der Autoren, auch in vielfacher Weise unser Städtchen und seine Einwohner. Margrith Waiblingers Beiträge erschienen zum Teil unter dem gleichen Titel 2002 monatlich im Mitteilungsblatt. Maurice Schneiders Interviews von Eglisauer Persönlichkeiten, die er im Rahmen seiner historischen Recherchen rund ums Ortsmuseum führte, wurden bisher nicht veröffentlicht. Einen launigen Beitrag aus Hans P. Schaads Erinnerungen platzierten wir bereits im *Kontakt* Nr. 5.

Margrith Waiblinger, Maurice Schneider, Helen Hangartner und Ruedi Landolt unterstützten mich bei der Auswahl, der Redaktion und Korrektur der Texte. Thomi Heller, dessen Tod wir inzwischen beklagen müssen, und Martin Schurter sorgten für Druck und Gestaltung. Allen sei herzlich gedankt!

Es freut mich sehr, dass diese «Eglisauer Geschichten» zum Zeitpunkt des Abschlus-

ses meiner Mitarbeit am *Kontakt* erscheinen.

Das Heft ist für Fr. 10.- im Ortsmuseum erhältlich. Ich wünsche den Interessierten viel Spass beim Lesen.

Matthias Heller

Post für Euch!

Unseren Briefträger durfte ich duzen und ihn sogar mit der Kurzform seines Namens nennen. Und dies zu einer Zeit (d.h. Ende der 50er Jahre), als die Postboten nicht einfach "Logistiker in der Distribution" waren (wie bei der Post die Zusteller in der Stellenbeschreibung neustens heissen), sondern uniformierte Beamte mit Ansehen, meistens mit steifem Hut mit Augenschirm unterwegs.

Wenn wenig Post zu verteilen war, kam das Dienst-Fahrrad zum Einsatz. Das war nicht einfach ein gewöhnliches Allerwelts-Velo, sondern ein stabiles gelbes Vehikel, das mir als Knabe mächtig erschien. Es besass hinten einen V-förmig gegabelten Ständer, der beim Anhalten heruntergeklappt und das Velo damit aufgebockt werden konnte. So stand es aufrecht und ehrfurchtgebietend da, während unsere Velos jeweils schräg und unsicher auf ihrem einzelnen Ständer balancierten. Neben einem grossen Gepäckträger hinten besass es am Rahmen auch etliche Haken, wenn ich mich recht erinnere, an denen kleinere Pakete bündelweise aufgehängt werden konnten. Wie es wohl zu fahren war, so ohne Gänge zum Wechseln und nur mit einer Rücktrittbremse?

Die Anhängetasche für die Zustellung auf den letzten Metern war aus bräunlichem Leder, abgewetzt und an den strapazierten Stellen geschwärzt vom jahrelangen Einsatz. Aus den äusseren Fächern wurden die kleineren Briefe gezogen, mehr zum Träger hin wurden die voluminöseren Sendungen mitgeführt.

Gab es mehr Päckchen zu transportieren, so



Der Briefträger bringt die AHV!

kam ein zweirädriger Anhänger aus Aluminium mit schmalen Gummireifen mit exklusivem Profil, das man bei keinem anderen Fahrzeug sah, zum Einsatz. In der Rückwand befand sich rechts unten ein quadratisches, abschliessbares Türchen, dessen Inhalt mich immer brennend interessiert hätte. Am meisten Eindruck machte mir aber der Geldbeutel, den der Briefträger jeweils mit sich führte, um als Geldbote Auszahlungen vorzunehmen. Ein wirklicher, grosser Beutel aus Leder, dem man seinen langen Gebrauch ansah und der sich wie eine Blume öffnen konnte und dann einen ganzen Berg voller Münzen in seinem Inneren offenbarte. Der Rand besass mindestens so viele Falten wie ein plissierter Jupe. Durch die Löcher in den Graten war ringsum ein Bündel geführt und wenn der Briefträger an dessen Enden zog, schloss sich der Beutel auf wundersame Weise. Alle Falten passten auf Anhieb bestens zusammen und sein Schatz war wieder sicher verwahrt.

"Unser" Briefträger - wir hatten also eine ganz besondere Beziehung zu ihm! Er brachte die Post jeweils bis ins Haus, in die grosse Wohnküche. Einen eigenen Briefkasten hatten wir gar nicht.

Zwar hing ein grosser Kasten aus Blech neben der Haustüre, aber das war der öffentliche Sammelbehälter für die Briefpost, schön gelb, mit einem prunkenden Schweizer Wappen. Zweimal täglich wurde er geöffnet, um die eingeworfenen Briefe herauszunehmen. Zuunterst lag jeweils noch ein Blechschildchen, das von innen im Wechsel mit seinem Zwilling in

eine Halterung an der Türe gesteckt wurde, so dass durch ein kleines Fensterchen von aussen der Zeitpunkt der nächsten Leerung ersichtlich war. Mit meinem Zeigefinger liess sich das Täfelchen jeweils ein bisschen bewegen, ein Spürchen nach links, ein Spürchen nach rechts, ein Stückchen nach oben, aber nicht nach unten.

Gerne setzte sich der Briefträger bei uns in der Küche auf die Sitzbank, legte unsere Post auf den Tisch, seinen Hut daneben und meistens hiess es dann: "Chrischtian, holsch mer no en Moscht?" Also stieg ich in den Keller, um dort aus dem mittleren Fass in ein Litermass einige Gläser vergorenen Most abzuzapfen. Beim Aushändigen einer Postkarte hiess es auch mal: "D'Eva hätt oi e Charte gschribe!" Ein Höhepunkt war es auch, als ich an meinem Geburtstag eine Tafel Schokolade vom Briefträger als Geschenk erhielt. So war er ein willkommener und gern gesehener Gast bei uns. Wenn er bei der Nachmittagszustellung den "Zürcher Unterländer" mitbrachte, setzte er sich gerne auch mal hin, um die Zeitung in Ruhe kurz durchzublättern. Niemandem wäre es in den Sinn gekommen, ihm seine Pause zu missgönnen oder seine Gewohnheitsrechte anzuzweifeln. Bloss einmal hiess es: "Söttsch em amigs nid zvil Moscht is Määssli fülle!"

Christian Heller-Wessa

Militärdienst – eine Schule fürs Leben

Dass Militärdienst eine Schule fürs Leben sei, haben wir schon einmal an dieser Stelle erfahren. Aus meiner Sicht kann ich das nur unterstreichen. Meine militärische Karriere hat zwar auf recht bescheidenem Niveau stagniert, weshalb ich auch nur aus der Froschperspektive eine kleine aufschlussreiche Episode erzählen kann.

Um die Verbundenheit von Volk und Armee zu stärken, wurde während eines Wieder-

holungskurses ein Besuchstag für Angehörige, Freunde und Interessierte angeboten. Unsere Truppe konnte zwar nicht mit Luftkämpfen und Panzerschlachten aufwarten, aber immerhin zum Beispiel einen Verbandplatz, ein Feldspital und ein Operationszelt vorführen. Für mich bedeutete dies, dass ich für ein paar Tage in das Abteilungs-Stabsbüro versetzt wurde. Hier sollte ich Beschriftungen und Hinweisschilder für die Demonstration anfertigen. Ein richtiger Schoggi-Job, dem ich ungestört in der hintersten Ecke des Büros nachgehen konnte und der mir so ganz nebenbei auch einige Einblicke in militärische Führungs- und Entscheidungsstrukturen erlaubte.

Zuständig für die Organisation des Anlasses war ein Artillerie-Major, der - wie gemunkelt wurde - zur Sanität strafversetzt worden sei. Es gilt die Unschuldsvermutung. Doch kam er sich wahrscheinlich vor wie einer, der am Mittwochnachmittag in der Mädchenhandarbeit nachsitzen muss.

Die Vorbereitungen liefen auf Hochtouren. Damit auch der Fourier wusste, was auf ihn zukommt, sollten sich die Besucher anmelden. Langsam tröpfelten die Reservationen ein, bis plötzlich eine unscheinbare Postkarte aufhorchen liess:

Ein «Sanitätssoldat Meier» aus Bern meldete sich an, mit dreissig «Kriegsdienstgegnern», zu Suppe mit Spatz!

Das Kommando zeigte sich etwas beunruhigt. Nicht so der Artilleriemajor, der witterte Morgenluft!

Entschlossen riss er den Fall an sich: Vielleicht war dies ja seine Chance, winkte Rehabilitierung, gar Beförderung!?

Ohne Verzug machte man sich daran, sämtliche Sanitätssoldaten Meier in und um Bern überprüfen zu lassen. Mit mässigem Erfolg. Zu dürftig war die Faktenlage. Kugelschreiber, Blockschrift, Poststempel vom Hauptpostamt ... Wozu hat man überhaupt einen Geheimdienst und auch auf



Hervorragend getarnte 24 Militärpolizisten!

Oberst Cincera konnte man sich anscheinend nicht mehr verlassen.

Die Nervosität stieg stündlich. Sollte es nicht gelingen, die Aktion der Provokateure schon im Ansatz zu ersticken, musste ein Ernstfalldispositiv auf den Tisch!

Wenn sich der äussere Feind feige hinter dem Eisernen Vorhang versteckt, so konnte man jetzt wenigstens im Kampf gegen die inneren Feinde Umsicht, Entschlossenheit und Tatkraft beweisen. Und strategisches Denken!

So wurde für den fraglichen Tag ein Kontingent von 24(!) Militärpolizisten aufgeboden und in einer, auf dem Gelände taktisch einwandfrei gelegenen, etwas windschiefen Scheune untergebracht. Der Coup musste gelingen, das Überraschungsmoment durfte keinesfalls dem Gegner überlassen werden. Damit dieser und die Presse keine Witterung aufnehmen konnten, mussten die Einsatzkräfte in Zivilkleidern und in Zivilautos anreisen und schon im Morgengrauen ihre Stellung beziehen! Ihre Ausrüstung wurde dann diskret in Sanitätswagen angeliefert. Alles in Übereinstimmung mit der Genfer Konvention.

Der Grosse Tag war da, ich brachte die letzten Hinweisschilder an.

Man hatte für den Parcours auch ein mannstiefes Loch ausgehoben. In ein solches sollte sich, gemäss Reglement, der Wehrmann bei einem feindlichen Atomschlag hineinstürzen, die Schockwelle über sich wegziehen lassen – dann sicherheitshalber bis 15 zählen, bevor er wieder

heraussteigt und seinen Auftrag weiter erfüllt.

In einem Anflug von jugendlichem Leichtsinn hatte ich «Atomloch» mit dem zu dieser Zeit geläufigen, sogenannten Autonomen-A geschrieben, also ein A mit einem Kreis darum, was ich aber schnell bereute, als der Kanonen-Major zügig auf mich zugeschritten kam, mit dem Zeigefinger abwechselnd auf mich und den Buchstaben zeigte und hervorpresste: «wass. isst. dass?!»

Im Bewusstsein, dass für mich heute der Krieg eh verloren ist, brachte ich erstaunlich ruhig so etwas wie: «...das ist doch die chemische Formel für Atomloch!» hervor.

Zu meiner Verblüffung drehte der Major sich einfach um und verzog sich wortlos. Ich konnte mich nicht mal abmelden.

Vom Sanitätssoldaten Meier und seinen dreissig Kriegsdienstgegnern ist dann keiner gekommen. Über den Gemütszustand der Militärpolizisten, die bis zum Abend in ihrem Versteck ausgeharrt hatten, weiss ich nichts. Aber der Major tat mir plötzlich etwas leid. Vielleicht hat er sich mehr versprochen von diesem Tag. Keinen Feind zu haben, kann auch recht deprimierend sein.

Ueli Wagner

Ein Aufsteller!

Eigentlich gehörte diese Geschichte ins Radio unter «Aufsteller der Woche», aber urteilen Sie selbst.

Kürzlich fuhr ich mit der S-Bahn in die Stadt, um einen Besuch zu machen. Der Wagen war nicht sehr voll, aber schräg gegenüber hatte irgendwann eine jüngere Frau Platz genommen.

Vom Hauptbahnhof nahm ich zielstrebig das Tram zum Bürkliplatz, wo der Bus nach Wollishofen bereits wartete. Beim Einsteigen hörte ich das Handysignal einer eintreffenden Botschaft, schenkte ihr aber

keine Beachtung. Nach dem zweiten Piepton nahm ich die Sache ernster und las, dass ich mich beim Fundbüro SBB melden sollte.

Auweiaaahh! Am Telefon erfuhr ich, dass mein Portemonnaie samt Ausweisen, Kreditkarten etc. gefunden und abgegeben worden sei. Rasch aus dem Bus raus und zurück in den Hauptbahnhof! 15 Minuten später übergab mir die freundliche Dame im Fundbüro meine Habe. Alles absolut vollständig, inkl. ca. 150-200 Fr. Bargeld, Identitäts-, Kredit- und Debitkarten, Krankenkassen- und Fahrausweis, Halbtax, SwissPass, diversen Jahreskarten...

Überglücklich fragte ich, ob ich den Finder oder die Finderin belohnen könne. Nein, lautete die Antwort. Die junge Dame hätte mir zuerst noch naheilen wollen, als sie den Fund entdeckte, aber ich sei bereits ausser Sicht gewesen. Sie habe keine Personalien hinterlassen und beanspruche keinen Finderlohn.

Die Leiterin des Fundbüros hatte sofort, dank meines Billettkaufs via Swisspass herausgefunden, dass ich mich irgendwo in Zürich aufhielt. Sie hat mich über mein Smartphone innert einer Viertelstunde erreicht. Eine Meisterleistung dieses Dienstes!

Der ehrlichen Finderin und der Dame im SBB-Fundbüro sei ein Kränzchen gewunden und ein allerherzlichstes Dankeschön ausgesprochen!

Matthias Heller

Pfingsten vor 60 Jahren

Seit 1954 bin ich bei Pfadi Glockenhof, sprich *im Gloggi*. Zuerst als Pfadi bei den «Normannen», dann in den Roverrotten «Leif Erikson» und «Waräger». (Rover heissen die älteren Pfadfinder; sie sind in Rotten organisiert.). Mein Pfadiname ist «Chäfer». Heute bin ich Ruheständler im Altpfadfinderverein (APV).



Die Plattform wird gezimmert

1962 war ich Mitglied der Rotte «Leif Erikson». Der ganze Gloggi war männlich bis auf die Wolfsführerinnen. An den Pfingsten dieses Jahres beschlossen wir, den Pfadis unseres Zuges «Normannen» ein positives Bild der Roverei zu vermitteln, um später Nachzug zu erhalten.

Denn bei uns war schon einiges los. Z.B. waren wir schon im Hölloch und gingen in den Sommernächten auch bräteln. Wir besaßen ein selbst in Stand gestelltes Rottenauto u.s.w., nicht immer gerade pfaderisch, dafür sehr roverisch ...



Und bald geht's los!



Schiff Ahoi!

Am Pfingstmontag wollten wir beim Pfingstlagerplatz der Pfadis an der Thur unterhalb Andelfingen mit einem selbst gebauten Floss landen.

So traf sich die Hälfte von uns am Samstagmorgen in Witikon. Die andere Hälfte kutscherte mit unserm Rottenauto im Laufe des Nachmittags Zelte und Baumaterial zum Rover-Lagerplatz in Gütighausen an der Thur, oberhalb Andelfingen. Dort errichteten wir unser Lager. Wir vier marschierten von Witikon über Dübendorf-Dietlikon-Nürens Dorf-Pfungen und Humlikon nach Andelfingen. Zur Route ist zu bemerken, dass es im ganzen Kanton Zürich noch keine einzige Autobahn gab. In Andelfingen wurden wir mit dem Rottenauto, «Hillman Super-Minx Cabriolet», Jg. 1951 abgeholt und zum Lagerplatz chauffiert.

Am Sonntag bauten wir unser Floss aus Dachlatten, Lastwagenschläuchen und Stricken zusammen. Am Montag testeten einige von uns das Floss, während wir vier

Flussfahrer unsere Rucksäcke packten. Zur Steuerung unseres Gefährts wurden noch schnell vier Ruder zusammengenagelt. Dann wurde verladen, die Fahne gehisst und los gings auf dem Rücken der Thur in zügigem Tempo Richtung Andelfingen. Wir passierten die Brücken der Lokalstrassen und die Eisenbahnbrücke. Nach der Weinlandbrücke landeten wir beim Pfadi-Lagerplatz und wurden dort mit Hallo empfangen. Natürlich waren wir die «Sibesieche». Weiter ging es auf der Thur zur Flussmündung bis unterhalb Ellikon, dann auf dem Buckel von Vater Rhein immer in zügigem Tempo bis unterhalb der Rüdlinger Brücke. Von dort wurden wir immer langsamer. Der Stau des Eglisauer-Kraftwerks verlangsamte die Strömung. Ab der Tössegg trieben wir noch mit weniger als 2.0 km/h und es wurde immer heisser. Zwei Stunden später landeten wir hungrig und durstig am Ziel in Eglisau, etwa 500 Meter oberhalb der Schifflande (beim Holzbiber), und dort wohne ich jetzt seit 28 Jahren.

Der Rest unseres Pfingsterlebnisses wäre rasch erzählt, aber ich lasse es bei dieser sehr persönlichen Pointe.

Armin Günter

Erfahrungen mit IT-Unterstützung (2. Teil)

Stephan Fröhlich fragt nach.

Antworten von Peter Füllemann:

Weshalb stellst du dich zur Verfügung, Personen bei der Lösung ihrer IT-Probleme zu unterstützen?

Ich gebe mein IT-Wissen im Frauerümlig gerne weiter und habe Freude am Helfen und Lösen von Problemen und Beantworten von Fragen. Für Personen, die IT-Unterstützung brauchen, bin ich bereit, einen Teil meiner Freizeit zu geben.

Welche persönlichen Erfahrungen machst du bei dieser Tätigkeit?



Peter Fülleemann

Der Bedarf an Unterstützung ist relativ bescheiden. Es nützen nur etwa ein bis zwei Personen das monatliche Angebot. Es dürften deutlich mehr sein. Mögliche Gründe dafür sind (meine Meinung):

- Das Frauerümlü ist weniger zentral gelegen als das Städtli.
- Eine mögliche Ursache für die geringe Nachfrage könnte auch sein, dass man mich nicht so kennt in Eglisau.
- Die Leute holen sich Hilfe bei Verwandten, Bekannten oder online.
- Die Pandemie spielt bestimmt auch eine gewisse Rolle.

Welche konkreten Beispiele kommen dir in den Sinn für eine gelungene Beratung?

Eine Dame hat zu ihrem Geburtstag einen neuen mobilen Computer (Notebook) von der Familie erhalten. Sie hatte sehr wenig Erfahrung mit einem Computer. Ich konnte die vielen Symbole und deren Funktion erklären und die fehlenden «Updates» (Software zur Verbesserung des Betriebes) installieren. Ganz zufrieden hat sie nach zwei Stunden das Gelernte mitgenommen.

Gibt es auch enttäuschende Erfahrungen und Beispiele?

Eine Person wollte die E-Mails von ihrem Smartphone auf den mobilen Computer übertragen, hat aber ihr Passwort und das Verbindungskabel für die Synchronisierung zu Hause vergessen. Trotz WLAN (kabellose Verbindung, um Daten übertragen zu

können) war es mir wegen des fehlenden Passworts und auch des unbekannteren Kontonamen nicht möglich, zu helfen. (Vielfach wird zum Benützen einer Software ein «Account», Name und Kennwort/Passwort, verlangt.)

Persönliche Feststellung

Die IT-Unterstützung im Frauerümlü scheint kein Bedürfnis der älteren Personen zu sein. Trotz der vielen Inserate im Märktblatt und Texte unter «Seniorenrat» im Mitteilungsblatt ist die Anzahl der Besucher:innen immer noch sehr gering.

Peter Fülleemann

Antworten Edwin Weber:

Weshalb stellst du dich zur Verfügung, Personen bei der Lösung ihrer IT-Probleme zu unterstützen?

Nach meiner Pensionierung vor 10 Jahren hatte ich einfach das Gefühl, noch etwas Sinnvolles tun zu müssen. Dem Aufruf von **eglisau60plus** bin ich dann gefolgt und so ist mein Angebot der IT-Unterstützung für Senior:innen entstanden.

Welche persönlichen Erfahrungen machst du bei dieser Tätigkeit?

Die wichtigste Erfahrung war sicher, dass Eglisau die erste Gemeinde in meinem Leben ist, in der ich einen relativ intensiven Kontakt zu anderen Menschen pflegen kann. Vorher war die Zeit hauptsächlich mit Arbeiten und Schlafen ausgefüllt. Da ich ausserdem kein Vereinsmensch bin, hatte ich früher nur wenige Kontakte ausserhalb des Business'.

Welche konkreten Beispiele kommen dir in den Sinn für eine gelungene Beratung?

Eines schönen Tages ruft mich ein behinderter Mann (Kinderlähmung) aus Zug an, mit der Bitte, ihm doch in einer IT-Frage zu helfen. Zug - das war ja wohl nie als mein Einzugsgebiet vorgesehen...

Meine Rückfrage hat ergeben, dass dieser Mann früher in Rüdlingen gewohnt und dass er über seine Kontakte von meiner Tätigkeit erfahren hat. Also mache ich eine Ausnahme, aber nur per Online-Support und Telefon. Inzwischen fühle ich mich bei ihm als „helfende Hand“ in jeder Lebensfrage, also auch weit über den geplanten IT-Bereich hinaus. Ob sich das richtig oder falsch entwickelt? - ich weiss es tatsächlich z.Zt. noch nicht. Inzwischen war ich auch schon zwei Mal vor Ort in Zug und habe diesen Herrn mit seiner ausserordentlich netten madagassischen Frau auch persönlich etwas näher kennen gelernt. Mal sehen, wie dies nun weiter geht.

Gibt es auch enttäuschende Erfahrungen und Beispiele?

In der Anfangszeit meiner damals noch kostenlosen Tätigkeit hatte ich einige Kontakte von „Senioren“, die noch voll im Erwerbsleben standen. Schon bald wurde ich das Gefühl nicht los, dass meine Tätigkeit falsch verstanden wurde. «Warum nicht einfach Weber fragen; es kostet ja nichts». Inzwischen ist die Sache klar und meiner Meinung nach sehr fair. Ich biete einen qualitativ guten Support zu einem Fünftel des in dieser Branche üblichen Preises an. Ausserdem unterstütze ich auf „Erfolgs-basis“. Kann ich nicht helfen, kostet es auch nichts.

Edwin Weber



Wie geht das weiter?

Früher musste ich Werbung im Mitteilungsblatt und auf meiner Homepage www.wesiho.ch schalten, damit man mich findet. Heute mache ich in dieser Hinsicht kaum noch etwas, habe jedoch trotzdem laufend neue Kontakte, dank Mund-zu-Mund Propaganda. Das tut doch einfach gut!

Edwin Weber

Der Salzweg ist kein Holzweg. Erfahrungen eines Geschichtsvermittlers

Alles begann vor gut drei Jahren mit einem Impuls. Ich hatte Lust, im Herbst meiner beruflichen Laufbahn nochmals etwas Neues anzufangen. Nicht Chef oder graue Eminenz zu werden, war mein Ziel, sondern mich in ein anderes Sachgebiet zu wagen. Von der Sprachdidaktik zur Geschichtswissenschaft ist der Weg nicht allzu weit, und jedes menschliche Handeln hat ja eine geschichtliche Dimension.

Ein wenig erstaunt war ich schon, als ich im Studiengang *Applied History* der Uni Zürich die vielen ergrauten Häupter um mich sah. Zwei Drittel der Teilnehmenden sind über 50 Jahre alt, knapp die Hälfte über 60, ganz nach dem Motto „Life-long learning“. Als ich schliesslich das Thema für meine 50-seitige Abschlussarbeit ins Auge fasste, war mir klar: Ich wollte keine staubtrockene Arbeit für die Schublade eines Dozenten schreiben, sondern etwas „Angewandtes“.

Als Neo-Eglisauer hatte ich mich mit einigen Eckpunkten der Geschichte und dem Baubestand unseres Brückenstädtchens ein wenig vertraut gemacht. Der Rhein, der seinen Charakter mitprägt, fesselte mich nicht nur beim Schwimmen und Kanufahren, sondern auch als Phänomen der fast vergessenen Verkehrsgeschichte. Die entsprechenden Passagen in der Ortsgeschichte von Lamprecht und

König beeindruckten mich: die Schiffeleute, die Fischer und die Weidlingbauer, die alten Brücken und die Naturlandschaft - und natürlich das kostbare Salz.

Viele Aspekte der bewegten Lokalgeschichte bündeln sich im Rohstoff Salz, das einst in der Eidgenossenschaft so rar war, dass das meiste aufwändig importiert werden musste. Die Geschichte des Salzes – seiner Beschaffung und Verteilung, seines Einsatzes als Würze und Konservierungsmittel sowie als Chemiezusatz in der Pharma-Industrie – ist welt- und schweizweit gut und umfassend erforscht. Meine kleine Arbeit würde hier nichts Neues zutage fördern, allenfalls Wissen ordnen und es in Beziehung zur Sozialgeschichte der Region bringen.

Zusammen mit einer Arbeitsgruppe ist es mittlerweile gelungen, die Sonderausstellung „Eglisau am Salzweg“ auf die Beine zu stellen, die im Weierbachhus noch bis März 2022 zu sehen war.

Weiter lässt sich seit kurzem das Kunstobjekt DAS SALZ IST WEG auf dem Salzhausplatz entdecken. Es ist ein bisschen diskret ausgefallen, aber hintersinnig ist es allemal.

Das aufwändigste Projekt, die „Historische Salzstrasse am Rhein“, konnte ich innerhalb eines halben Jahres dank der Unterstützung der Stiftung ViaStoria (historische Verkehrswege der Schweiz), der Schweizer Salinen AG und von 16 Gemeinden entlang des Rheins und Untersees realisieren.

Eglisau, der Nabel der Salzstrasse, verfügt nun über zwei Erinnerungspunkte in der Form von Infotafeln, die zwei für den Ort wichtige Themen ansprechen: die hiesigen Schiffer schipperten die aus Österreich, Tirol und Bayern eingeführten Salzfrachten mit ihren Weidlingen vom Rheinfall zum Salzhaus und weiter.

Auf der anderen Rheinseite begann 1821 der deutsche Salzforscher Glenck zusammen mit dem Eglisauer Hans-Conrad Hart-



Bei der Einweihung der Erinnerungstafel in Kaiserstuhl

mann seine aufwändige Suche nach Salz für die Schweiz. Sie führte schliesslich zum Fund der Salzvorkommen in Basel-Land und im Aargau, was den Import grosser Mengen des weissen Goldes hinfert unnötig machte.

Alle diese Salzgeschichten kann sich nun anhören, wer entweder den Weitwanderweg ViaRhenana 60 abwandert, die Nationale Veloroute 2 von Kreuzlingen bis Basel abfährt oder sich mit Computer oder Smartphone einklinkt in den Online-Audioguide auf www.salzstrasse.salz.ch. Soeben ist zusätzlich das Buch – ein Kulturlandschaftsführer zur ViaRhenana – im Weber-Verlag, Thun, erschienen, das den Wasser- und Wanderweg noch umfassender beschreibt. Die Gemeinde Eglisau hat 50 Exemplare gekauft. Das Buch kann dort demnächst mit Rabatt bezogen werden.

Was hat nun die Beschäftigung mit dem Salz und die grosse, weitgehend unbezahlte Arbeit dem mittlerweile Früh-pensionierten gebracht? Neben den unzähligen Begegnungen mit engagierten Menschen – in den Gemeindeverwaltungen, den Tourismusorganisationen, den Ortsmuseen und weiteren – gewann ich vor allem die Einsicht, wie sehr doch (fast) alles miteinander verbunden war und ist: das Salz mit dem Käse und der Suppe, der Fluss mit den Pferden (die die Schiffe am Ufer hochzogen), die Brücke mit Kraftwerk und Rhein-

stau, die Menschen mit dem Handel und der Arbeit (auch: der Plackerei und Ausbeutung), das Wirtschaftswachstum mit den Grenzen dessen, was die Natur verträgt.

Ob die Vermittlung der Salzgeschichte gelingt, ist letztlich abhängig vom Interesse der Menschen draussen in der Landschaft und im virtuellen Raum. Wenn der Eindruck nicht täuscht: gerade ältere Menschen sind oft unersättlich wissbegierig, wie das Beispiel der Teilnehmenden am Geschichts-Studiengang an der Uni zeigt. Und bei mir persönlich zeigt sich nun die gestiegene Wertschätzung für das Salz bei jedem Griff in den Topf und zum Streuer.

Daniel Stotz

Was eine Robinie uns alles lehrt...

Vor ungefähr 50 Jahren schlüpft ein Samenkorn einer Akazie - genauer, einer Robinie - in die Erde im Innenhof der Siedlung Burg in Eglisau. Es schlägt Wurzeln vor dem Küchenfenster der dort wohnenden Familie. Es wird in langen Jahren zum stattlichen Baum.

Im Frühling sprießen fein ziselierte grüne Blätter und wohlriechende weiße Blütenkerzen. Im Sommer werfen die ausgewachsenen Blätter Schatten auf umliegende Terrassengärten und die Piazza, wenn die Bewohnerinnen und Bewohner am Abend zum Bräteln und Schwatzen zusammensitzen. Im Herbst verfärben sich die Blätter, fallen ab. Der kräftige Stamm und die kahlen Äste heben sich wie ein Scherenschnitt vom Himmel ab. Im Winter liegt manchmal dicker Schnee auf den Ästen. In der Stille sammelt der Baum Kraft für den kommenden Frühling.

Das ganze Jahr über bevölkern Spatzen, Rotbrüstli, Amseln, Elstern, Distelfinken, Blaumeisen, Krähen... den Baum. Zwitschern, rufen, schreien, warnen, krächzen ihre Botschaften.

Die Robinie wächst und wächst, auch in die Herzen der Bewohnerinnen und Bewohner



Noch steht ein Teil

der Burg hinein. Auch unsere Katze Spooky schätzt den Baum als Aufstiegsmöglichkeit. Sie krallt sich den Baumstamm hoch und erreicht mit kühnem Sprung auf der Nachbarn Wintergartendach unsere Terrasse.

Mit den Jahren wird der Baum immer mächtiger, aber auch älter. Gewitterstürme, starke Winde rütteln an den Ästen, brechen einzelne ab. Man bangt um die Sicherheit wegen totem Holz, das runterstürzen könnte. Im Sommer ist der Schatten für einzelne bereits zu viel des Guten.

Der Standort ist in der Tat nicht der geeignetste. Die Wurzeln erreichen zu wenig Wasser. Bereits bleiben einige Äste im Frühling ohne Austriebe.

Die Versammlung aller Nachbarn bespricht die Situation. Die Geister scheiden sich: Baumromantiker versus Baumrealisten, Fällen versus Stehenlassen, Sicherheit versus Ästhetik und Natur.

Sachverständige Baumwerker begutachten den Baum. Geben ihm nur noch wenige Jahre. Raten dazu, einzugreifen, Totholz zu entfernen, dem Baum aber noch eine Gnadenfrist von eins, zwei Jahren zu geben.

Der Entscheidungsprozesse zieht sich dahin. Nach zwei Versammlungen entscheiden wir: Die Robinie muss weichen.



Den Baum als Skulptur stehen lassen?

Ein Datum wird festgelegt. Dann kommen bei einigen, auch bei mir, Zweifel. Muss das jetzt wirklich sein? Ja, zum Entfernen des Totholzes aus Sicherheitsgründen. Sonst aber den prächtigen Baum stehen, nach seinem Rhythmus älter werden und dann sterben lassen. Jemand möchte zwar die Robinie fällen, den mächtigen Stamm aber als Kunstwerk stehen lassen. Abschiedsfantasien.

Wir kommen nicht zurück auf den Entscheid.

Die Fällprofis rücken an. Eine beeindruckende Arbeit. Zuerst werden die oberen Äste mit der Motorsägen gekappt. Dann geht es von luftiger Höhe runter bis auf den Boden. Die Holzarbeiter verrichten ihre gefährliche Arbeit angeseilt. Langsam nähern sie sich dem Hauptstamm. Auch dieser fällt. Das viele Holz wird zersägt und liegt in großen runden Stücken im Innenhof. Es wird zu einem späteren Zeitpunkt gespalten und für eine Weile gelagert bleiben.

Zuzugeben ist: die gefälltte Robinie lässt neue Aussichten entstehen. Auf den Rhein,

auf den offenen Innenhof, auf einzelne Gärten.

Auch Einsichten bilden sich oder die Erfahrung, wie ‚gut Ding Weile nötig hat‘, damit von der Sache her begründete, aber dennoch hochemotionale Entscheide reifen und einigermaßen friedlich zustandekommen.

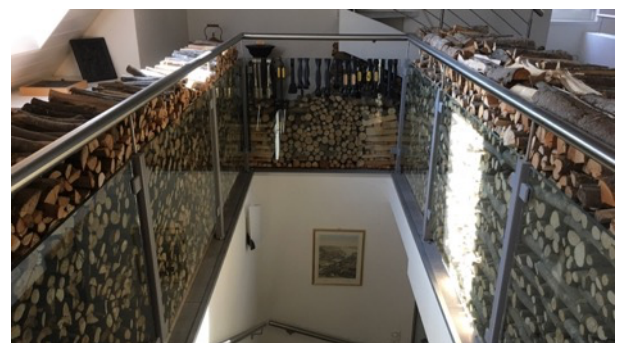
Stephan Fröhlich

Wenn ein Ofen ein Buch schreiben könnte...

Da wir unseren Wohnort auf gewisser Meereshöhe selbst gewählt hatten und uns deswegen das Klima auf unserem Planeten gezwungen hat, die Wärmeregulation zu verbessern und wir unsere Heizkultur selber kreierten, wurde daraus in stilvoller Schönheit die Etagenheizung, der Ofen als Mittelpunkt des häuslichen Daseins, geschaffen.

Ein Ofen entstand durch den fantasievollen Künstler, der das Modell in schmuckvollen Verzierungen geschaffen hat. Der Giesser, der mit aller Sorgfalt den flüssigen Guss dem Modell zuführte, ihn langsam abkühlen liess und behutsam den Guss reinigte.

Nach der Endmontage stand er da, der kunstvoll verzierte Ofen! Wer hat den Ofen hergestellt? Wer hat ihn gekauft? Und wo? In welchem Haus stand er? Wie lange wurde er gebraucht und geschätzt? Was hat man darin alles verfeuert? Wie viele Jahre hat er seine Schuldigkeit getan? Wieviel Wärme – die wir so sehr lieben – hat er uns geschenkt? Aus welchem Grund



Auch das Brennholz braucht seinen Platz ...



Das eindruckliche Stück

hat man ihn entsorgt? Wo kam er hin? Was ist aus ihm geworden?

Irgend jemand hat ihn zurückgeholt! In welche Abstellkammer hat er ihn gestellt? Und ihn sein erbärmliches, sinnloses Dasein fristen lassen? Das hat er nicht verdient!

Einer hat ihn nicht vergessen, hat die Idee, ihn restaurieren zu lassen, in die Tat umgesetzt, hat ihn zu neuem Leben erweckt, um dieses Kunstwerk wieder zu würdigen und als Erinnerungsstück weiter leben zu lassen.

Einen alten Ofen zu verschrotten ist eine Sünde, die man nie wieder gut machen kann. Da steht er als antikes Stück, heute als Schmuckstück in Eglisau.

Schaut hin und freut Euch!

Samuel Liechti

Non Habemus hic menentem civitatem

(Liebe Leser:innen, trotz dieses Titels in lateinischer Sprache, lesen Sie bitte bis zur Übersetzung und Pointe am Schluss weiter)

Es muss 1985 gewesen sein, als ich meiner Frau Ferien von den Kindern ermöglichte.

Ich mietete mich für eine Woche in einer Ferienwohnung in Locarno ein. Als ich dies über den Gartenzaun meinem Nachbarn erzählte, ging er ins Haus und kam mit einer Landeskarte in den Händen wieder heraus. Er kenne die Gegend sehr gut. Er zeigte mir ein paar Wanderungen. Eine davon führe an seinem Rustico vorbei. Er zeigte mir die Stelle auf der Karte, ganz genau.

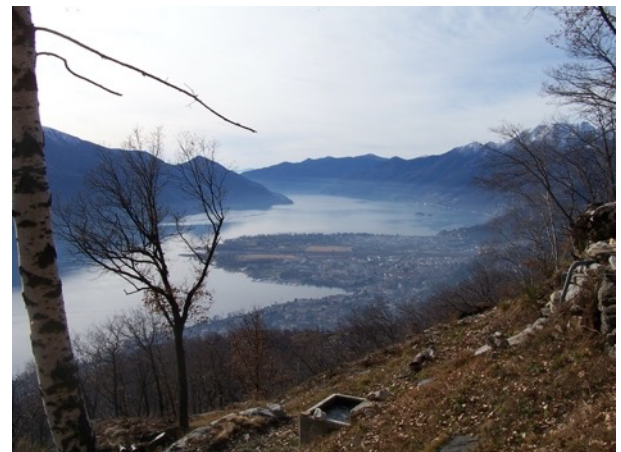
Ein paar Tage später standen wir vor seinem Häuschen. Ich war so begeistert von dessen Lage, dass ich sofort nach dem Preis für eine Ferienwoche fragte.

«Das geht leider nicht. Wir erbenden Kinder haben beschlossen, das Haus niemandem zu vermieten.»

Keine Sache, dachte ich, es gibt tausende solcher Rustici im Tessin, da werden bestimmt auch mietbare mit dabei sein.

Nach ein paar Monaten gab ich auf. Aber auf mir unbekanntem Wege kam meine Suche doch noch zum richtigen Rustico-Besitzer. Zufällig auch in Contra wohnend.

«Ich vermiete zwar keine Rustici, aber ich habe soeben beschlossen, von meinen über zehn Häuschen eines zu verkaufen.»



Aussicht auf den Lago Maggiore



Contentas!

An einen Kauf hatte ich nun allerdings nie gedacht.

Aber die Tage nach dem Telefongespräch liessen mir doch keine Ruhe. Schon zwei Wochen später standen meine Frau und ich vor dem Rustico, inmitten anderer Häuschen auf der Alp «Corte di Baffa». (zu Deutsch Grossvater-Alp, wörtlich Alpsiedlung des Schnauzträgers) Wir waren sofort verliebt in das Haus, die Umgebung, die Aussicht. Sinnigerweise war im Türbalken der Name «Contentas» (zu Deutsch: glücklich, zufrieden) eingeschnitzt. Wir konnten nicht mehr anders als kaufen.

Es musste nur noch eine einfache Küche eingebaut werden. Seither verbrachten wir die kommenden Jahre alle Sommerferien auf «unserer» Alp.

In einem der rauchgeschwärzten Balken war ein Spruch eingeschnitzt: *Non habemus hic menentem civitatem.*

Ich fragte einen Freund: «Du hast doch in der Schule Latein gehabt, was heissen diese Worte?»

«Uuhhh, diese Frage gebe er lieber einem Berufskollegen zur Beantwortung, einem Lateinlehrer.»

Erst drei Monate später bekam ich eines Nachts gegen Mitternacht ein Telefon:



«Corte die Boffa» im Winter

«Also wegen diesem Spruch da!»

«Hä» murmelte ich schlaftrunken.

«Ja, sie kennen doch Stöff, den Geschichtslehrer, Gymnasium Frauenfeld»

Jetzt fiel das Zwanzigrappenstück.

«Also die Übersetzung ist ja sofort gemacht. Aber ich habe wochenlang nach dem Ursprung der Worte gesucht, aber leider nichts Brauchbares gefunden.»

«Herzlichen Dank für Ihren Einsatz, und was heisst der Satz nun?»

«Eben, die Übersetzung bietet keinerlei Schwierigkeiten.»

«Für mich schon! Was meinen die Worte?»

«Wir haben hier keine bleibende Stätte.»

Ich war tief beeindruckt. Ausgerechnet mein liebster aller irdischen Schätze (meine Familie zähle ich nicht zum Irdischen) trug die Inschrift, dass dieser Schatz nur auf Zeit mein Eigen sei.

Ist es Zufall, dass zwei Wochen später ein befreundeter Pfarrer seine Predigt mit den Worten begann «Wir haben hier keine bleibende Stätte»?

Die Herkunft war damit gefunden: Brief des Paulus' an die Hebräer, Kapitel 13, Vers 14.

Ernst Hutter



Wie meine erste Schulreise beinahe zum Fiasko wurde

Im Jahr 1954 besuchte ich die dritte Klasse bei Frau Dora Heller. Da mein Vater Stationsvorstand war, gab mir Frau Heller die schriftliche Bestellung fürs Kollektivbillett und die Platzreservierung für meinen Vater mit. Ich vergass jedoch diesen Auftrag völlig in meinem Schülerthek.

Am Morgen des Reisetags trafen wir uns eine Viertelstunde vor Zugsabfahrt auf dem Bahnhofplatz. Da kam mir plötzlich zum Bewusstsein: Ich habe ja die Kollektivbillett- und Platzbestellung nicht abgegeben.

Was mache ich nun? Doch Frau Heller rettete mich unverhofft. Sie erklärte, dass gegen Abend Gewitter aufzögen und die Reise daher verschoben würde. «Sag deinem Vater schnell Bescheid.» Ich sauste also los, einmal um den Bahnhof rum – ohne meinen Vater aufzusuchen – und meldete Frau Heller: «Alles in Butter».

Mir läuft's heute noch heiss und kalt den Rücken hinunter, wenn ich daran denke, wie ich damals die Schulreise beinahe vermasselt hätte.

Die Schulreise fand dann etwas später doch noch statt, allerdings ohne mein Zutun.

Ich habe diesen Lapsus fast 70 Jahre für mich behalten und die Öffentlichkeit erfährt erst heute davon.

Fredy Forster



Aussen rechts der Verfasser!

Eine überraschende Begegnung mit dem Mäusebussard (*buteo buteo*)

Was ist denn das? Ein Milan? Hüpfte über die Burgstrasse in Nachbars Garten und lässt sich aus nächster Nähe fotografieren. Ich bin interessiert und neugierig, was den Vogel bewegt, der so unerwartet die Nähe unseres Hauses sucht. Ist er Opfer eines Verkehrsunfalls geworden oder was bringt das Tier dazu, seine übliche Distanz uns Menschen gegenüber zu vergessen?



Internet hilft: die Greifvogelstation Berg am Irchel (Stiftung PanEco) schreibt auf ihrer Startseite:

Einfangen

Zum Einfangen eines Vogels werfen Sie ein Tuch, einen Pullover oder eine Jacke über den Vogel, damit er nichts mehr sieht. So bleibt er still und ruhig und Sie können ihn aufnehmen.

Aufnehmen

Greifen Sie den verletzten Vogel vorsichtig von hinten über den Rücken. Achten Sie darauf, dass der Patient bedeckt und ruhig bleibt, wenn Sie ihn tragen. Greifvögel haben scharfe Schnäbel und Krallen –

achten Sie jederzeit auf Ihre Sicherheit (...schneller geschrieben als getan...!).

Einpacken

Falls vorhanden, legen Sie den Findling in eine Kartonschachtel oder ähnliches. Achten Sie dabei darauf, dass der Vogel genügend Luft bekommt. Gitter-Boxen sind nicht geeignet, da sich die Vögel an den Stäben die Federn abbrechen können.

Transportieren

Rufen Sie uns an und bringen Sie den Vogel nach Berg am Irchel (Stiftung PanEco) zu uns in die Station.

Gesagt, getan. Max – so nenne ich ihn – (hoffentlich ist es wirklich ein Männchen, damit er mir nicht noch Gender-Probleme macht...!) wehrt sich nicht gegen meine Bemühungen, seiner habhaft zu werden. Komfortabel eingehüllt fährt er mit mir im Auto auf dem Rücksitz nach Berg am Irchel.

Der Stationsleiter, Herr Lischke, führt uns, Max und mich, ins Labor und packt den Vogel aus. Das Ergebnis seiner tierärztlichen und rettungsdienstlichen Diagnose: «Es handelt sich um einen Mäusebussard, 120 cm Flügelspannweite, etwa eineinhalb Jahre alt, nicht verletzt, aber total ausgehungert und untergewichtig. Der Vogel hätte wohl die nächste Nacht nicht überlebt. Fühlen Sie, wirklich nur noch Haut und Knochen! Der Vogel muss eine Notsituation erlebt haben. Er bezieht dann Eiweiss aus seinen Muskeln. Seine Winter-Fettreserven sind aufgebraucht. Deshalb hat er kaum mehr Flugmuskeln. Sein Überleben ist aber nicht gefährdet. Wussten Sie, dass ein Vogel eine Körpertemperatur von 38 bis 41°C aufweist? Deshalb würde er leicht überhitzen, wenn man ihn zu dicht einpackt.»

Soweit der Kurzbericht des Stationsleiters.

Der Bussard ernährt sich hauptsächlich von Mäusen, Amphibien und von Jungvögeln. Und so wird er jetzt sofort mit Wildfleisch



In der Greifvogelstation Berg am Irchel

«gestopft». Flüssigkeit nimmt er nur über das Fleisch auf. Da sich seine Luftröhre unter der Zunge befindet, würde er bei einer Flüssigkeitszugabe sofort ersticken. Da Max total dehydriert (ausgetrocknet) ist, wird ihm jetzt mit einer Sonde Wasser direkt in die Speiseröhre eingetrichtert.

Dann bezieht der Bussard seine Einzelkabine in Nachbarschaft zu Eulen, Falken, Milanen usw. und wird nun wieder aufgepäppelt. Im Jahr 2021 sind in der Station über 130 Mäusebussard-Patienten eingeliefert worden.

PanEco, welche die Greifvogelstation finanziert, ist eine international tätige, gemeinnützige Stiftung mit Sitz in Berg am Irchel. Die Arbeit konzentriert sich vorwiegend auf die Bereiche Naturschutz und Umwelt(aus-)bildung in Indonesien und in der Schweiz. Sie verfolgt dabei eigene Projekte und unterstützt lokale Partner fachlich wie finanziell.

www.paneco.ch

www.naturzentrum-thurauen.ch

www.greifvogelstation.ch

www.sumatranorangutan.org

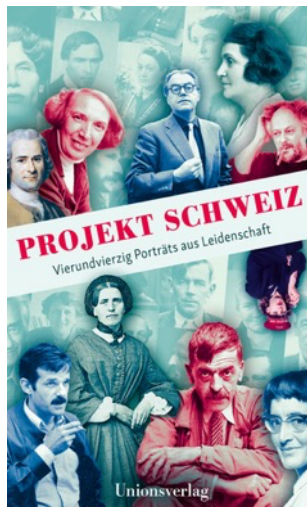
Die Station kann auf Voranmeldung besichtigt werden. Der Betrieb wird weitgehend über Spenden finanziert. Spenden über IBAN CH27 0900 0000 8400 9667 8 sind sehr willkommen

Es hat mir sehr gefallen, Max zu helfen und selber wieder viel zu lernen!

Alfred Meister

Projekt Schweiz: Vierundvierzig Porträts aus Leidenschaft

Herausgegeben
von Stefan Howald,
Unionsverlag



Vierundvierzig Autorinnen und Autoren stellen uns eine Schweizerin oder einen Schweizer vor, die wir kennenlernen sollten - weil sie das Land geprägt und bereichert haben, aber vergessen sind oder neu gesehen werden sollten. Vierundvierzig Autorinnen und Autoren aus allen Landesteilen nehmen uns mit auf eine Entdeckungsreise in eine Schweiz, die offen, mutig und in Bewegung ist.

Warum hebt Charles Lewinsky Jeremias Gotthelf in den Olymp der Weltliteratur? Wie erlebte Margrit Sprecher Niklaus Meienberg? Was verbindet Franz Hohler mit Mani Matter? Warum legt uns Patti Basler Johanna Spyri nahe? Warum liebt Daniel de Roulet Jean-Jacques Rousseau? In solchen Begegnungen werden verborgene Verwandtschaften zwischen Gegenwart und Vergangenheit sichtbar.

Man sehnt sich gleich nach einem regnerischen Wochenende, um sich mit diesem Buch in eine gemütliche Ecke zurückzuziehen und diese verschiedenen Zeitgenossen wieder aufleben zu lassen. Zahlreiche sorgfältig ausgesuchte Fotos bereichern dieses Werk, welches zugleich ein Lesegenuss, Augenschmaus und Denkanstoss ist.

Tanja van Rekum, Bibliothek Eglisau

Freiwilliges Engagement macht glücklich

Ich gebe es zu, als ich gebeten wurde einen Text für den Kontakt Nr. 10 zu verfassen, habe ich kurz die Augen verdreht. Wieder eine Pendenz mehr auf meiner To-do-Liste! Warum mache ich das überhaupt? Könnte ich meine Zeit nicht für Besseres einsetzen? Warum leiste ich überhaupt Freiwilligenarbeit? Sie spüren es, die Inspiration zu diesem Text war geboren.

Helfen beflügelt und steigert die Lebensfreude - das wurde in der Glücksforschung bereits vor langer Zeit erkannt. Zahlreiche weitere Studien belegen, dass der Einsatz für einen guten Zweck glücklich macht. In Zeiten von Pandemie und Ukrainekrieg doch eine gute Nachricht!

Im folgenden Beitrag möchte ich Ihnen nahebringen, warum freiwilliges Engagement Balsam für die Seele ist. Dass damit auch das Fundament für eine stabile Gesellschaft gelegt wird, sei nur nebenbei bemerkt.

Im Gegensatz zu einigen anderen Aktivitäten bekommt man in der Freiwilligenarbeit direkt etwas zurück. Dementsprechend erfüllt freiwilliges Engagement auch das menschliche Bedürfnis nach Anerkennung. Unser Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein können durch positive Rückmeldungen während der Freiwilligenarbeit wachsen. Und mal ehrlich: Was macht glücklicher, als Zeit zu spenden, schöne Momente zu erleben und durch ein freudestrahlendes Lächeln oder ein ehrliches Lob belohnt zu werden?

Der Mensch ist ein soziales Wesen, was viele spätestens in den Lockdowns während der Pandemie schmerzlich erfahren mussten. Der Kontakt zu anderen





Zusammen sind wir stark!

hat uns am meisten gefehlt. Freiwilliges Engagement stärkt das Gefühl des Zusammenhalts und der Verbundenheit. Es werden Beziehungen gepflegt, neue Kontakte geknüpft, man setzt sich gemeinsam für ein Ziel ein und ist füreinander da. Das wirkt der Einsamkeit entgegen und stärkt den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Man baut auch an seinem eigenen sozialen Netz, welches manchmal ganz unverhofft seine Tragfähigkeit unter Beweis stellen muss und auch stellt!

Freiwilligenarbeit ist generationenübergreifend. Sie fördert den Austausch zwischen verschiedenen Altersgruppen und so das gegenseitige Verständnis. Neue Einblicke und Perspektiven erweitern den eigenen Horizont. Man lernt viel über sich selbst und entdeckt sogar neue Stärken und Talente.

Nüchtern betrachtet also eine feine Sache. Aber warum schwindet dann das Interesse an freiwilligem Engagement? Ist man einfach zu stark in Beruf und Familie eingebunden und fehlt es schlicht an der Zeit?

Beim Bundesamt für Statistik habe ich folgende Zahlen gefunden: Gesamthaft werden von der ständigen Wohnbevölkerung der Schweiz durchschnittlich 1,6 Stunden pro Woche für Freiwilligenarbeit aufgewendet. Dies entspricht insgesamt 619 Millionen Stunden im Jahr.

Hand aufs Herz: Entsprechen Sie dem Durchschnitt oder ist da noch Luft nach

oben? Die Vereine und Institutionen in unserer Gemeinde freuen sich über jede Minute, die Sie erbringen können. Es müssen keine 1,6 Stunden in der Woche sein.

Freiwilliges Engagement macht glücklich, versuchen Sie es!

*Patricia Brunswiler Gross
Verein Generation Eglisau*

«Kontakt» ist Programm

Wir erinnern uns: entstanden ist *Kontakt* weil der Seniorenrat für ältere Menschen, die wegen Covid einschränkende Verhaltensregeln befolgen mussten, eine Kommunikationsbrücke bauen wollte. Die Idee war, über alltägliche Gegebenheiten, Erinnerungen an unbeschwertere Zeiten oder aktuelle Erfahrungen zu erzählen.

Anfänglich erwog der Seniorenrat, einen Rundbrief in gedruckter Form herauszugeben. Schnell zeigte sich, dass besonders der finanzielle Aufwand dafür viel zu gross und vielleicht bei Folgenummern nicht zu stemmen wäre. So einigten wir uns auf die digitale Übermittlung. Auch hielten wir für wichtig, uns eines wiederkehrenden Formats zu bedienen. Mit einem einfachen, unverwechselbaren Erscheinungsbild sollten die Berichte die Herzen, Sinne und den Wissensdurst ansprechen.

Mit Stephan Fröhlich, Matthias Heller und Volker Nothacker standen erprobte Start Helfer zur Seite. Die Herausgabe einer Hauszeitung oder eines Vereinsorgans war für sie nichts Unbekanntes. Die Weichen wurden gestellt und die Idee nahm schnell Fahrt auf. In vielen freiwillig geleisteten Stunden wurden auch die internen Produktionsabläufe verbessert.

Ich selbst kümmerte mich um Autor*innen, die bereit waren, Texte zu schreiben. Stephan Fröhlich übernahm die redaktionelle Arbeit, das Zusammenfügen der Berichte und das Korrekturlesen. Zentral blieb das Einfügen der Texte und Bilder in das besondere Format. Matthias Heller hat

dies nach dem Motto «mit Bildern die Leser*innen ansprechen» in den vergangenen zwei Jahren übernommen. Hatten die Autor*innen kein eigenes Bildmaterial zur Hand, wurde Matthias im privaten Bildarchiv, in jenem des Ortsmuseums oder im Internet fündig. Zudem scheute er keinen Weg für persönliche Besuche von nicht übers Internet erreichbaren Autor*innen. Verbundenheit mit Eglisauer*innen pflegen, Geschichten der Nachwelt zugänglich machen und unsere Leser*innen daran teilhaben lassen, ist Matthias ein Herzensanliegen. Dies ist ihm wohl deswegen perfekt gelungen!

Nach dem Erscheinen der vorliegenden Nummer 10 von *Kontakt* will Matthias Heller den Stab einer Nachfolgerin oder einem Nachfolger weiterreichen. Wir verstehen seinen Entschluss, werden aber den anregenden Austausch und die herzliche und kompetente Unterstützung im Redaktionsteam vermissen. Wir danken dir, Matthias, für die schöne gemeinsame Zeit. Sie hat Spass gemacht!

Bleibt *Kontakt* Programm?

Wir möchten die Brücke *Kontakt*, liebe Leserinnen und Leser, gerne weiter be-

schreiten. Zögern Sie nicht, uns Themen, die Sie besonders interessieren mitzuteilen.

In Kontakt bleiben bringt's!

Die Lücke im Redaktionsteam zu schliessen, gelingt uns hoffentlich, damit wir Ihnen im Laufe des Sommers die Nr. 11 von *Kontakt* zusenden können.

Inzwischen grüssen wir Sie herzlich und wünschen Ihnen alles Gute!

Helen Hangartner (Leiterin Seniorenrat)

Impressum:

Herausgeber von Kontakt:

Gruppe *Kontakt* der Aktivitäten «Senior*innen für Senior*innen»

Redaktionsteam:

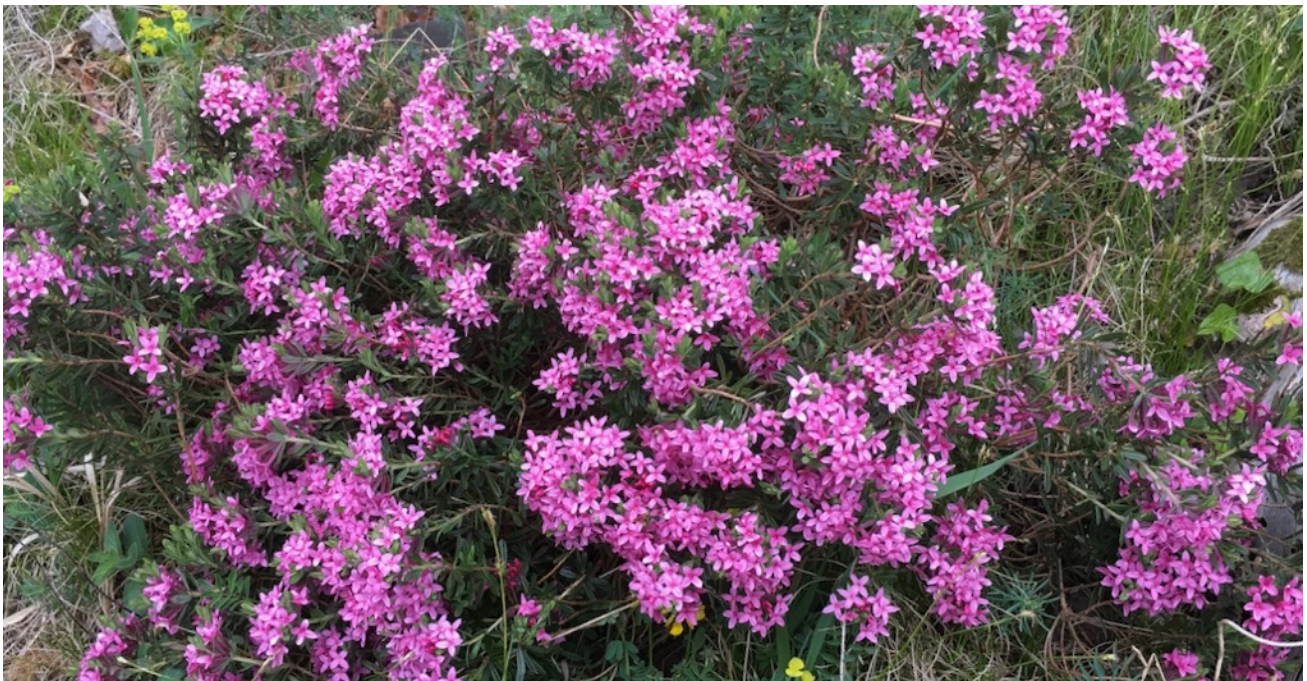
Matthias Heller, Stephan Fröhlich und Helen Hangartner

*Verfasser*innen:*

Werden am Schluss der Beiträge erwähnt

Bilder:

Autori*innen, Datenbanken, Matthias Heller. Skizze Ueli Wagner, Fotomontagen Matthias Heller



Jetzt blühen sie wieder: Die sehr seltenen «Mirtli», resp. «Wohlriechender Seidelbast»